

Zeitschrift:	Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber:	Verein Saiten
Band:	3 (1996)
Heft:	24
Artikel:	Woromm d'Brodwoorschd nöd räppt : Betrachtungen des sanggaller Dialekts auf seinen Wanderschaften durch die Gesellschaft [...]
Autor:	Elsener, Roman
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-885827

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Worömm d'Brodwoorschd nöd rappt

BETRACHTUNGEN
DES
SANGGALLER
DIALEKTES
AUF
SEINEN
WANDER-
WEGEN
DURCH
DIE
GESELL-
SCHAFT
DER
IN
DER
SCHWEIZ
LEBENDEN
PERSONEN
IM
AUSLAUFEN-
DEN
ZWEITEN
JAHR-
TAUSEND

Schtinggfein isch's im Metropol,
nobel isch's im Hecht,
und es sig för beschi Gäscht
no d Walhale rächt.
Schwarz'i gönd is Ekkehard,
Rooti volggshuuuswärts,
mer isch doch daa ales schnorz:
Weiss e Beiz mit Härz:

I mein de Splüüge-Spunte dött am Damm,
ha d Werti gsäh und gseit «cherchez la femme»,
mi züchts in «Splüüge»,
i wör gaad liüüge,
wenn i wör säge, i sig dött nöd ganz dehamm!
AUS DEN «ALTSTADT-LIEDERN» DES CABARETS SÄLEWIE, 1977

EIGENTLICH WOLLTE GOTT DIE MENSCHEN JA FÜR IHREN ÜBERMUT BESTRAFEN, ALS ER DEN TURM ZU BABEL ZERSCHMETTERTE, DIE MENSCHHEIT IN ALLE WINDE ZERSTREUTE UND IHR VERSCHIEDENE SPRACHEN GAB, SODASS DIE MENSCHEN SICH NICHT MEHR VERSTEHEN KONNTEN. HEUTE GIBT ES TAUSEND WEGE, DEN ANDERN UND DIE WELT SOWIESO, AUCH IN DER GLEICHEN SPRACHE, NICHT ZU VERSTEHEN; ALSO IST ES GOTT UNTERDESSEN EGAL, WENN SICH DIE MENSCHEN WENIGSTENS SPRACHLICH VERSTÄNDIGEN KÖNNEN. WAS ABER, LIEBGOTT, HABEN DIE SANGGALLER VERBROCHEN, DASS IHR DIALEKT NOCH IMMER DERART BELÄCHELT, NACHGEAFFT UND BEMITLEIDET WIRD!

VON ROMAN ELSENER

Das Internet wird Gott welewäg kaum als neue Himmelsbedrohung wahrnehmen, und auch das World Trade Center New York hat er bisher nicht in den Fluten versinken lassen. Die Welt darf miteinander plodere, sie kann es nur nicht mehr so richtig.

Der Wurm sitzt tiefer, manchmal bei zwei kleinen Buchstaben. Der Freund vom Gymnasium, der studiumshalber nach Z. zieht, sagt schon nach sechs Monden nicht mehr «i studier philosophie», sondern breit und grossstädtisch «ech stodierä philo». Und mich nervt es, s'regt mi uf: das ist doch nicht mehr er. Er dagegen geht sowieso nicht mehr gern in diese Bars, wo «jeweils die ganze Ostschweiz hängt».

Der redaktionelle Mitarbeiter bei Radio DRS darf den Text über den Waffenplatz bei Gossau zwar schreiben und gerne nach Bern faxen. Der Schweizer Öffentlichkeit vorlesen wird ihn aber dann doch ein Aargauer, er mutet halt schon komisch an, dieser offene Sanggaller Dialekt, und ich bin heidefroh, muss ich ihn nicht hören, und jedesmal, wenn es doch geschieht, wenn doch ein Sanggaller hinter dem Mikro sitzt, schuaderet es mich. – Schäme ich mich für den Dialekt?

Und jeder muss ihn nachhaffen. Ob Basler oder Urner, ja gar die Berner, selbst mit Langsamkeit vorverurteilt, müssen dir deine ernstgemeinten Aus-

sagen auf St. Gallertütsch gleich nochmals um die Ohren schlagen und damit in den Bereich der Satire ziehen. Aber so meinen sie es dann doch eigentlich nicht, ehrlich, nein, sie finden den Dialekt einfach herzig, viel schöner als der ihrige, weisch, aber gell, es tönt halt eifach luschtig. Und die Petra kann ihn also wirklich besonders gut nachmachen.

Also, Liebgott, was haben die Sanggaller verbrochen, dass sie mit ihrem Dialekt gestraft werden? Müsste ja ein ziemliches Ding von einem Turm sein. Es kommt einem zuerst das Kloster in den Sinn, aber das geht ja nicht, das ist ja extra für dich, und zweitens geht dort einwäg keiner mehr hin. Es muss doch schon ein Anziehungspunkt sein. Einer, der die Aufmerksamkeit der Bratwurstfresser von dir ablenkt. Die HSG, ein neuer Götz? Halt, falsch – die meisten, die dort hingehen, sind nicht von diesem Idiom befallen, die HSG fällt in den Bereich World Trade Center, solche Sachen lässt du ja stehen. Ha! Die Tonhalle – das isch es! Frisch renoviert und schön pompös, aber dort haben wir schon so völkerverbindende Erlebnisse gehabt, wie z.B. das Nits-Konzert, und lauter und aufmüpfiger wird es dort au nüme. Die Grabenhalle wird's auch nicht sein, dort spricht man ja kaum miteinander, und wenn schon, dann lallt oder schreit man sich ins Ohr.

Lokalpatriotismus und Rock n Roll

Kein Grund also. Vielleicht ist es Einbildung. Angst. Zuwenig Selbstvertrauen, um sanggallertütsch in die Welt hinauszutrompeten. Lassen wir also Gott und Babel aus dem Spiel, ihm wird schon genug Schuld in die Schuhe geschoben. Dialekt ist doch kein Thema, was spielt er für eine verschwindend kleine Rolle gegen die Gesinnungen und Ideen von Menschen und Gruppierungen? Schliesslich spricht der klassische Stadt-Sanggaller auch schon ganz anders als der Rorschacher, welcher seinerseits schon wieder Probleme hat, die Diepoldsauer zu verstehen. Kommt es dir darauf an, ob einer statt «sonst», «susch», «sosch», «sus» oder «süs» sagt? Vielleicht sind wir die einzigen, die im Dialekt das Problem sehen. Vielleicht rufen die Luzerner, die dem Konzert der Ostschweizer Band lauschen, dem Sänger nur «häb d'Schnurre und spiel!» zu, weil er Stuss erzählt. Nicht wegen seinem Dialekt, einfach, weil sie wieder Musik hören möchten. Und der Sänger ist heidefroh, wieder englisch singen zu dürfen, Lokalpatriotismus

gehört schliesslich wirklich nicht in den Rock'n'Roll. Und da das Medium ja schliesslich die Botschaft ist, bildet ein Dialekt in einem Rocksong nur schon durch seinen Gebrauch eine Aussage – ein lokalisiertes Statement, das ausserhalb seines Umfeldes die Gültigkeit automatisch verliert. Auch der Züri-West-Fan, der philosophischen Gehalt aus den Liedern der Berner extrahiert, wird diese Erkenntnisse kaum auf berndeutsch in seinem Brief an die Freundin weitergeben. Und die Postkarte aus den Skiferien – ist sie persönlicher, wenn ich in Schweizerdeutsch schreibe? An welchem Ort wärst du lieber – dort wo «mer's würlig u lässig hend» oder dort wo «wir's wirklich geniesen»? Tatsächlich wichtig ist das nicht, wenn du dort bist, fühlst du dich, je nach Charakter, an beiden Orten vögliwohl, oder eben halt nicht.

Die Sache also mit Humor nehmen. Kapital daraus schlagen – manche haben es gar als Komiker geschafft. Ein Karrierehindernis, sagen die, die es beim TV oder Radio oder sonst ausserkantonal «geschafft haben», sei der Dialekt nicht. Man kann trotzdem Karriere machen. Den Käseladen bestellen sie unterdessen aber als «ä Chääsweie». Toleranz auf beiden Seiten: Zum Dialekt stoh, aber nicht stor auf pur beharren.

Multikulturelle Bereicherung

Und in Zukunft? Seit gut dreissig Jahren haben wir internationales Fernsehen, Radio, seit viel längerer Zeit hochdeutsche Zeitungen und andersprachige Mitmenschen. Der Dialekt hat sich ein bisschen abgeschliffen. Erstaunlich wenig zwar, aber er ändert sich. Kommt Zeit, kommen andere Wörter. In den Adern der Kids in unserer Region fliesst zum Glück immer mehr internationales Blut. Im Sprachschatz des Jugendlichen nehmen englische, jugoslawische oder spanische Wörter ebenso wie Schlagwörter und Mega-Ausdrücke Platz. Wenn der Italiener der zweiten oder dritten Generation in einer Schweizer Grossstadt steckt, ist er dort eher der Latino als der Sanggaller. Techno spricht sowieso eine andere Sprache. Die Zeiten, in denen einfach Furgler oder Roderer tschuld waren, sind vorbei.

Wenn schon jemand tschuld sein muss, dann halt schon viel eher jene Sanggaller Militärächöpf, die immer so schnittig befehlen konnten und so irreparable Schäden in den Sprachzentren andersregionaler Gehirne angerichtet haben – blink-blink-Achtung, Sanggallerdeutsch!

▷ Sanggaller, säged vílí, redi ehrí a, ehri ä, die tönet víl I wíiche nöd ab, keí Jota, es bestoht denn an keí Verdu **(CHRISTIAN MÄBERLE)**

Die «Black East Switzerland Tigers» – Ossis in Zürich-City

All jene OstschweizerInnen, die sich zu Städtischerem, ja Höherem berufen fühlen und zu Hause in Güllen, Rorschach oder Wil den sicheren Erstickungstod fürchten, all diesen jungen Frauen und Männern aus dem helvetischen Ostblock, die es in weltstädtisch klingende Orte zieht wie Zürich, Basel oder Bern, die es nach Westen drängt, an den Nabel der Welt, an den Busen der Grossstadt, all jenen frustrierten Ossi-Kids, die da aufbrechen in eine neue Zukunft, wird es spätestens beim Überfahren der Kantongrenze wie Talgtropfen aus den Ohren knallen: «Sanggallärdialäkt töönt fäschissää». Und selbst der vielgereiste Stadt-Sanggaller merkt schon bald: «So chumi dojo niä ä Fründin öbär».

Glücklicherweise gibt es mittlerweile in fast jeder grösseren Stadt der Schweiz entsprechende Selbsthilfegruppen. Zum Beispiel die «Black East Switzerland Tigers» (BEST) in Zürich: In einem Kellergeschoss an der Müllerstrasse 88 im Zürcher Elends-Stadtkreis 4 treffen sich jeden Mittwoch und Freitag nach Einbruch der Dunkelheit an die dreissig Exil-Ossis von Buchs über Rorschach, St.Gallen und Wil, um unter ihresgleichen ungestört ihre ureigene Sprache zu pflegen und zu hegen. Es wird gesungen und getanzt, gescherzt und gelacht – illegal, denn die «Black East Switzerland Tigers» sind im Kanton Zürich verboten.

Unter den BEST-MitgliederInnen befinden sich vor allem junge Men-

schen aus verschiedenen Eliteberufen und Kantonsgebieten, wie etwa ein Grafiker aus Rorschach, ein Fotograf aus St.Gallen, eine Fernsehmoderatorin aus Rebstein, ein Journalist aus Uzwil, ein Fotomodel aus Balgach, ein Schauspieler aus Buchs oder ein Oberösterreicher aus Grabs. Ostschweizer Auswanderer, die in Zürich aufgrund ihres angeborenen Dialektes auf offener Strasse diskriminiert («...Ossis stinken...»), ausgelacht («...Scheiss-Ossi-Sampler: Pop Me Gallus, Suck My Phallus, hahaha...») und nachgeäfft werden («...wötsch ä Brodwoortscht...») und sich nun Hilfe und Unterstützung durch die «Black East Switzerland Tigers Zürich» erhoffen. Geheime Veranstaltungen jeglicher Art sollen deshalb dazu dienen, das Leben von Ostschweizern unter Zürchern zu erleichtern, die eigene Behinderung zu akzeptieren und damit auch erfolgreich leben zu lernen: Walter Roderer, Trudi Gerster, die Sanggaller Mundart-Musikgruppe Mumpitz und Kurt Felix – mutige Männer und Frauen, die es trotz ihrer Behinderung geschafft haben, über ihre Sprachgrenze hinaus Achtung und Bewunderung zu finden, sind regelmässig im Clublokal der «Black East Switzerland Tigers» zu Gast, halten Vorträge, musizieren oder verstecken Kameras.

Ziel und Zweck der zur Zeit noch vorwiegend im-Untergrund agierenden Selbsthilfegruppe BEST ist es allerdings auch, nebst kulturellen und aufklärerischen Happenings das gegenseitige Interesse am anderen Geschlecht

zu wecken, bzw. den im Exil lebenden OstschweizerInnen trotz ihrer Sprachbehinderung ein sexuell erfülltes Dasein zu ermöglichen, ohne abgewiesen und ausgelacht zu werden, wenn Mann fragt: «...chunnsch no ufän Kchafi mitufä...» und Frau tuttelt «...abär nu ufä Sprüngli...». Von Verabredungen mit Nicht-Ostschweizern wird generell abgeraten, weil vor allem ZürcherInnen oftmals nur das eine wollen: Sex mit Sprachbehinderten. Enttäuschungen sind somit vorprogrammiert.

Natürlich sind auch im Kanton St.Gallen lebende Freunde, Verwandte und SympatisantInnen der «Black East Switzerland Tigers» jederzeit herzlich eingeladen, das BEST-Clubkolal (von Eingeweihten liebevoll «Minibar» genannt) in Zürich zu besichtigen. Auch aufrichtig interessierten Nichtbetroffenen wird in der Regel Eintritt gewährt, jedoch nicht ohne unaufgefordertes Vorzeigen eines gültigen Personalausweises (mit Foto) und mit der Bitte, sich im Innern des Lokals ruhig zu verhalten, bzw. nur im Notfall zu sprechen. Der Türsteher (ein Diepold-sauer Metzgermeister) behält sich zudem vor, aufgrund einer optischen Schnell-Beurteilung im speziellen Stadtzürcher Szenenpack und Aargauer Oberlippenschauzträger mit den Worten «...paaradschnorrä, du huäär Dreäcksthurgauär...» abzuweisen, notfalls gar zu verprügeln, zu zerstückeln und die Limmat hinunter zu spülen...

Frank Heer, Exil-Ostschweizer, in Zürich lebend

it so hell,
z grell.
kei Hoor;
nkelig(s)gfoh

Perzeption des Sanggaller Dialektes in Bern

Was nervt denn viele DeutschweizerInnen, ja selbst SanggallerInnen, derart an diesem Dialekt? Ist es vielleicht die fast schon penetrante Verwendung des Diminutiv? Tatsächlich hat die Sanggaller Mundart die Tendenz, alles umsvorode zu verniedlichen, selbst dann, wenn es eigentlich gar nicht angebracht erscheint: Weshalb denn, om Himmelwille, nennen viele SanggallerInnen Menschen, die Drogen konsumieren, «Drögeler», also «söttigi wo drögle tönd»? Woher kommt diese Verniedlichungs- und Bagatellisierungssucht?

«Also mich persönlich, mich stört es ja nicht, ich habe nichts gegen diese Leute, und sogar Freunde von mir haben das...». Solche und ähnliche Kommentare bekommt unser in Bern lebender Korrespondent, der St.Galler Patrick Stadelmann, immer wieder zu hören. «Die Rede ist hier nicht von Fusspilz oder Hämorhoiden, vielmehr handelt es sich hierbei um die häufigste Einleitung von Bernern, wenn sie über ihren Eindruck von Sanggaller Dialekt parlieren», schreibt uns der Student. «Dass auf diese Toleranzbezeugung in den allermeisten Fällen trotzdem eine Flut von *wenn's* und *aber's* folgen, zeigt, dass es sich bei der St.Galler-Dialekt-Problematik ganz ähnlich verhält wie bei den anderen Formen der Diskriminierung: Man hat persönlich zwar nichts dagegen, aber es stört und stresst halt schon».

Worin liegen die Gründe? «Der ohrenfällige Grund ist unser Sprechtempo, das Berner scheinbar

schlichtwegs überfordert, und sogar beim simplen Bestellen eines Kaffees bei der Bedienung Konfusion und Unverständnis auslösen kann», berichtet Stadelmann. Bei den meisten der befragten BernerInnen sei dieses Sprechtempo auch das Hauptmerkmal und gleichzeitig der Hauptkritikpunkt des Sanggaller-Dialekts. Im weiteren störe den Berner vor allem Phonetisches und «Fehler» in der Aussprache: «Zu häufiges Vorkommen von ö-Lauten (*mönd go förbä*, während Berner *go wüscha müässä* sagen).

Ein «el» am Ende eines Wortes, das von einem Sanggaller auch korrekterweise als solches ausgesprochen würde, verstünden die Berner nur sehr schwer: «Will man Missverständnissen aus dem Weg gehen», empfiehlt Stadelmann, «ist diese Endung durch das bernische u zu ersetzen (*Esu, Bügu*)».

Und eben: Dieser sanggallische Diminutivismus geht den Bernern schaurig auf den Keks. Dazu Stadelmann: «Diese Verkleinerungsformen mit li am Ende lösen bei Bernern etwa dasselbe aus, wie eine Kreide, die auf einer Wandtafel quietscht». Stadelmanns ernüchterndes Fazit seiner Umfrage: «Über ihren Dialekt erwecken die Sanggaller bei Bernern den Eindruck von hektischen, gestressten, rauhen, bünzlihaften Menschen, denen zudem, was einigermassen überrascht, der Ruf von Vielredern, sogenannten Schnorris, vorausseilt». Wenig läbliche Attribute, die dann relativiert würden, sobald man die Berner fragt, welche Exponenten unseres Dialektes sie denn assoziieren würden: «Am häufigsten», so Stadelmann, «wurde dann versucht, Beat Breu nachzuäffen, vorwiegend mit seinem schon legendären Satz *Dä Gody Schmutz dä Sauhund...*. Daneben wurden noch Kurt Furgler, Kurt Felix und Walter Roderer häufig genannt. Was aber erstaunt, ist die häufige Erwähnung von Beni Turnheer, und was wirklich schmerzt: Nicht selten wird Christoph Blocher mit dem Sanggaller Dialekt in Verbindung gebracht».

Dies zeige, wie undifferenziert in Bern «östlich-von-Bern-Schweizer» behandelt würden: «Als Sprachgrenze gilt nämlich nicht etwa Wil oder immerhin Würenlos, sondern die sogenannte Nei-Grenze: Hört sich nämlich diese Verneinung als Nei an (sprich Nai) und nicht als Nei (ausgesprochen wie Nessie ohne «ss»), so läuft dem Berner ein Schauer über den Rücken, und man ist als Sanggaller definitiv geoutet».

Ein St.Galler in Basel

Es sei schon ein komisches Gefühl, sich im Verlauf eines Gesprächs immer erkannter und regional ausländischer zu fühlen, berichtet Giuseppe Gracia aus Basel: «Das kumuliert sich bei einem wie mir noch, als Italiener-Spanier, und ich fühle mich dreifach beschmunkelt, als Ussländer, Galler und Ex-Oberströssler».

Kürzlich aber, so Gracia, habe er ein schönes Gefühl gehabt: «Ich war warm, nachdem ich St.Gallen gesagt hatte, und mir wurde klar: man hört dir deine Heimat an, wenn du sprichst. Es ist nicht so wie in Italien oder Spanien, da sagen sie, aha, ein Schweizer, der versucht, Italienisch oder Spanisch zu sprechen, nein, es ist wie gestern im Warteck, wo du ob deiner Verbalität zugeordnet wirst im selben Land, und damit akzeptiert als Schweizer (...) Heute morgen beim Begg etwa, wo ich immer ein Gipfeli kaufe oder ein Weggli, und Pfunderli anstatt Laibli, Crèmeplatte anstatt Cornet sage: ich bin in St.Gallen aufgewachsen, mini Fründä, mini erscht Liebi, mini Schuel, mini erschte Tschops, mini erschte (und hoffentli lentschte) Schulde... all das ist in der Sprechat vorhanden, wenn ich etwas bestelle, es ist, als würde ich sagen: Gib mer en Gipfeli, i chum us Galle und chas au zahle.» Allerdings, so Gracia, begegne er auch immer wieder Menschen, die zwar nicht mehr lächeln, sobald er seinen Mund öffnen würde, sondern vielmehr subtil-kollegiale Vorwürfe wie etwa «es ist schwer, den alten Dialekt loszuwerden, ich weiss» aussenden. «Damit wollen sie bestimmt nicht nur sagen, dass es allmählich Zeit werde, Gallen aus dem artikulatorischen Universum zu verbannen, sondern womöglich auch, dass sie das Gefühl haben, ich gäbe mir nicht genug Mühe, ins Baaslerische vorzustossen». Obwohl er inzwischen fleißig «Sali» statt «Tschüss» und «Jaa» statt «Jo» und «Salaat» statt «Saloot» sage, glaubt Gracia, «dass i gallisch bliibe will, us Fulheit, us Gwohnheit oder so, und doch macht sich mini Zunge mengmol selbständig und assimiliert Happe vo Baasler-Düütsch».

Anlässlich der Fasnacht sei ihm besonders bewusst geworden, wie schwierig es ist, als Auswärtiger an der Kultur einer Region aktiv teilnehmen zu können: «Um einer Basler Morgenstraich-Clique beitreten zu können, müsst du das sogenannte Baasler-Düütsch-Wörterbuch beherrschen. Die hiesige Dialektbibel musst du intus haben, es gilt sogar e Prüefig!»